

„Unsere Hoffnung“- Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit (6)

„Für eine lebenswürdige Zukunft der Menschheit“ - dies ist das Thema des letzten Beitrags aus dem Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung“, einem Dokument der Synode der Kirche in Deutschland zum „Bekenntnis des Glaubens in dieser Zeit“ aus dem Jahr 1975. Inzwischen sind 38 Jahre vergangen. Was ist eine „lebenswürdige Zukunft“ nicht nur für Europa sondern für die ganze Welt? Nach dem Fortschrittsglauben, dem Glauben an das „immer mehr“ und „immer besser“, nach der Vorstellung, alles sei „grenzenlos“, hat sich in vielen Köpfen die Auffassung der Grenzziehung durchgesetzt. Im Synodenbeschluss ist von vier Grenzen die Rede: die Grenze der Expansion, die Grenzen der Rohstoffe und des Energieverbrauchs, die Grenzen des Lebensraums und die Grenzen der Umwelt- und Naturausbeutung. Von den „Grenzen des Wachstums“ sprach schon vor 41 Jahren der „Club of Rome“, eine Expertengruppe aus 40 Ländern der Erde. Entwicklung ist nicht unbegrenzt.

Die Grenzen des Wachstums, der Rohstoffe, werden zu einschneidenden Veränderungen der Lebensmuster führen, ja führen müssen. Das wird kein konfliktfreier Lern- und Anpassungsvorgang sein. Er wird „neue Formen der Selbstbescheidung“ erfordern, eine „kollektive Askese“. Anders wird eine „lebenswürdige Zukunft der Menschheit“ nicht zu erreichen sein. Der Synodenbeschluss spricht von einem „Prüfstand für die moralischen Reserven“ und von Verantwortungsbereitschaft. Das gilt vornehmlich für die hochentwickelten Gesellschaften, aber auch für diejenigen in den sogenannten Entwicklungsländern: moralische Reserven und Verantwortungsbereitschaft.

In seinem Buch „Die Lehre der Ehrfurcht vor dem Leben“ schreibt Albert Schweitzer (1875 – 1965): „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“. Leben wollen alle Menschen. Leben wollen die wirtschaftlich und sozial benachteiligten Völker. Leben wollen auch die uns nachfolgenden Generationen, auf deren Kosten wir nicht leben dürfen. Das Recht auf Leben ist ein Menschenrecht, wenn auch das wohl am meisten geschundene. Die egoistische Beraubung der Zukunft ist Ausdruck eines „rücksichtslosen Wirtschaftskolonialismus.“

Vor dieser Wirklichkeit dürfen Christen in Deutschland und anderswo nicht die Augen verschließen. Das gilt heute noch mehr als es vor 38 Jahren gegolten hat. Johann Baptist Metz hat in seinem Buch: „Mystik der offenen

Augen“ (Freiburg 2011) auf eine neue Spiritualität hingewiesen, die dazu Mut macht, mit offenen Augen für andere zu leben. Zu den offenen Augen gehört das offene Herz, ein Herz, das sich nicht verwirren lässt, das ohne Angst ist (vgl. Joh 14,1). Angst ist das Stigma unserer Zeit: Angst vor Krieg, vor Terrorismus, vor Naturkatastrophen. Heute kommt in vielen Ländern noch die unterschwellige Angst hinzu, überhaupt Leben zu wecken. Kinder sind ein Zeichen dafür, dass die Hoffnung auf Zukunft lebendig ist. „Kindergeschrei ist Zukunftsmusik“ hieß es vor Jahren in Deutschland. Das klingt gut, trägt doch „jedes von Gott als Geschenk angenommene Kind“ in sich einen Hoffnungsschimmer für Volk und Kirche.“

Was vom Anfang des Lebens gilt, gilt auch für das Ende des Lebens: „niemand sollte vereinsamt sterben“ heißt es im Synodenbeschluss. Auch dafür brauchen wir die Mystik der offenen Augen und ein offenes Herz. Es geht um die Solidarität aller, die „allen Formen der Unterdrückung widerstehen, durch die das Antlitz des Menschen zerstört wird.“

„Diese Hoffnung kommt nicht aus dem Ungewissen und treibt nicht ins Ungefähre. Sie wurzelt in Christus ... Er ist der Grund unserer Hoffnung.“ Hoffnung ist mehr als „Daseinsoptimismus“, mehr als das „Ungewisse“ und „Ungefähre“; sie lässt uns „inmitten unserer geschichtlichen Erfahrungen und Kämpfe das Haupt erheben und dem messianischen ‚Tag des Herrn‘ entgegenblicken.“

Am Ende des Beitrags steht das Wort aus der Offenbarung des Johannes: „Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde ... Und ich hörte eine gewaltige Stimme vom Thron her rufen: Seht das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und Gott selbst wird mit ihnen sein. Er wird jede Träne aus ihren Augen wischen: der Tod wird nicht mehr sein, nicht Trauer noch Klage noch Mühsal ... Und der auf dem Thron saß, sprach: Neu mache ich alles“ (Offb 21,1.3-5).

„Für eine lebenswürdige Zukunft der Menschheit“ – so die Überschrift über dem letzten Kapitel. „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht“, so Vaclav Havel (1936 – 2011), der erste Präsident der Tschechischen Republik.

Hadrian W. Koch OFM

Franziskanische Perspektiven

Anton Rotzetter OFM Cap



Wider den Sexismus: Geschwisterlichkeit und gleichberechtigtes Miteinander von Frau und Mann

Die Frauen verlangen für sich die rechtliche und faktische Gleichstellung mit den Männern, wo sie diese noch nicht erlangt haben. (9)

Es ist eine beklagenswerte Tatsache, dass jene Grundrechte der Person noch immer nicht überall unverletzlich gelten; wenn man etwa der Frau das Recht der freien Wahl des Gatten und des Lebensstandes oder die gleiche Stufe der Bildungsmöglichkeit und Kultur, wie sie dem Mann zuerkannt wird, verweigert. Obschon zwischen den Menschen berechnete Unterschiede bestehen, fordert ferner die Gleichheit der Person-Würde doch, dass wir zu humaneren und der Billigkeit entsprechenden Lebensbedingungen kommen. (29)

Wenn wirklich durch die gegenseitige und bedingungslose Liebe die gleiche personale Würde sowohl der Frau wie des Mannes anerkannt wird, wird auch die vom Herrn bestätigte Einheit der Ehe deutlich. (49)

Die Familie ist eine Art Schule reich entfalteter Humanität. Damit sie aber ihr Leben und ihre Sendung vollkommen verwirklichen kann, sind herzliche Seelengemeinschaft, gemeinsame Beratung der Gatten und sorgfältige Zusammenarbeit der Eltern bei der Erziehung der Kinder erforderlich. Zu ihrer Erziehung trägt die anteilnehmende Gegenwart des Vaters viel bei. Aber auch die häusliche Sorge der Mutter, deren besonders die jüngeren Kinder bedürfen, ist zu sichern, ohne dass eine berechnete gesellschaftliche Hebung der Frau dadurch irgendwie beeinträchtigt wird. (52)

Die Frauen sind zwar schon in fast allen Lebensbereichen tätig, in folgedessen sollen sie aber auch in der Lage sein, die ihrer Eigenart angemessene Rolle voll zu übernehmen. Sache aller ist es, die je eigene und notwendige Teilnahme der Frau am kulturellen Leben anzuerkennen und zu fördern. (60) Gaudium et Spes

Unzweifelhaft sind diese Textfragmente aus Gaudium et Spes des Zweiten Vatikanischen Konzils in vielerlei Hinsicht ein Fortschritt gegenüber beschämenden Aussagen der vorkonziliaren Zeit: Mann und Frau sind von gleicher personaler Würde; die gesellschaftliche Stellung der Frau muss in vielen Bereichen gehoben und darf nicht beeinträchtigt werden. Dennoch kennzeichnet ein gewisses Zögern die Sätze: die der Frau "gemäße Rolle", "berechnete gesellschaftliche Hebung". Hinter diesem Zögern stehen wohl von Männern geprägte ideologische Vorstellungen, die die offizielle Kirche bis heute daran hindern, die Frau auch innerhalb der Kirche als gleichberechnete Partnerin des Mannes anzuerkennen.

Johannes XXIII. hatte bereits 1963 die Frauenbewegung als ein "Zeichen der Zeit" erkannt. Zu fragen ist bei solchen "Zeichen", ob darin der Kirche nicht das Antlitz Jesu entgegentritt. Man hat nicht den Eindruck, dass das Konzil und die nachfolgende Amtskirche dieses Zeichen aus einer kontemplativen Haltung heraus wirklich gelesen und verstanden hat. Zwar gab es einige theologische Äußerungen von Theologen und sogar von Bischöfen und Bischofskonferenzen, doch blieben sie ohne Einfluss auf das Zentrum der Kirche. Zudem gab es eine Stellungnahme der päpstlichen Bibelkommission, die mit 12 zu 5 Stimmen erklärte, dass das Priestertum der

Frau der Grundintention Jesu in keiner Weise widerspricht. Der Jesuit und Exeget David Stanley, der bei diesen Beratungen dabei war, sagt es deutlich: „Die Glaubenskongregation habe ihre eigenen biblischen Argumente konstruiert, die nichts mit dem zu tun haben, was wir vorlegten.“¹ Wenn dann der Papst die Diskussion beendet und sogar eine weitere Diskussion verbietet, kann man nur den Kopf schütteln. Und wenn noch 2013 im Vorfeld der Papstwahl konservative Kreise argumentieren, dass die Frage durch die Entscheidung des Papstes endgültig geklärt sei, dann muss man an ihrer theologischen Vernunft zweifeln.

Selbstverständlich hat sich Franz von Assisi nicht direkt zu dieser Frage geäußert. Dennoch lassen sich einige Schlüsse ziehen, die aus der Sackgasse herausführen, in welche wir durch eine unerleuchtete Amtstheologie geraten sind. Für Franz von Assisi ist klar, dass sich Mann und Frau zueinander geschwisterlich verhalten. In seinem Sonnengesang ordnet er die ganze Schöpfung auf der Grundlage der geschwisterlichen bzw. geschlechtlichen Beziehungen. Die gegenseitige Bezogenheit des Männlichen und des Weiblichen ist für die Schöpfung konstitutiv: nur im gemeinsamen geschwisterlichen Vollzug des Menschlichen werden Mann und Frau sein, was sie vor Gott sind. Freilich steht er in der ganzen Tradition, die erst durch die Entdeckung des Eisprungs und dessen Bedeutung im Jahre 1842 durch den Physiologen Theodor von Bischoff beendet wurde. Der Mann ist bis zu diesem Zeitpunkt der aktive Part, die Frau die passive Partnerin. Das aktive Licht der Sonne (= männlich) wird vom Mond (= weiblich) gespiegelt; das Wasser (= weiblich) nimmt den Wind (= männlich) durch ein sanftes Kräuseln oder durch stürmische Wellen auf; die Erde (= weibl.) muss durch das Feuer (= männl.) gehen, um Bestand zu haben; der Tod (= weibl.) wird durch die Liebe (= männl.) überwunden. Auf dieser biologischen Grundlage kann selbstverständlich nur der Mann Christus bzw. Gott repräsentieren. Diese in ihren Konsequenzen gefährlichen Zuordnungen wurden durch die Entdeckung des aktiven weiblichen Beitrages im Prozess des Entstehens menschlichen Lebens endgültig außer Kraft gesetzt. Wohin ein solches Denken führt, zeigt der kirchliche Prozess in Mailand gegen Mayfreda und ihr Gefolge, die Wilhelmina, die Schwester der hl. Agnes von Prag, für die "Inkarnation Gottes im Fleisch der Frau" hielten². Die Menschwerdung als Mannwerdung zu begreifen, führt zu unsinnigen theologischen Folgerungen sowohl auf der Seite der Männer wie auf der Seite der Frauen. Interessant ist übrigens die unterdessen überholte Meinung von Theodor von Bischoff: „Die Beschäftigung mit dem Studium und die Ausübung der Medizin widerstreitet und verletzt die besten und edelsten Seiten der weiblichen Natur, die Sittsamkeit, die Schamhaftigkeit, Mitgefühl und Barmherzigkeit, durch welche sich dieselbe vor der männlichen auszeichnet.“³ Die diskriminierenden Aussagen des Vatikans zur Gleichstellung der Frau werden sich in einigen Jahren als ebenso lächerlich darstellen.

Von Franziskus her ergibt sich aber noch eine andere Spur: In seiner ersten Ermahnung sieht Franziskus das Amt des Priesters als Spiegelung Marias. Wie diese "in ihrem Schoß" die erdgebundene Gestalt Gottes (Jesus) aufnimmt, so nimmt auch der Priester "in seinen Händen" die sich an Brot und Wein bindende Gegenwart Christi entgegen, um sie "anderen auszuteilen". Die Modellgestalt des Priesters ist also Maria, die Mutter Gottes, der Priester also nicht mit Christus gleichzusetzen. Auf dieser Ebene könnte auch das erneute Nachdenken über das Amtsverständnis zu anderen Ergebnissen kommen, zumal Franziskus auch an anderer Stelle von Männern und Frauen schreibt, dass sie Mütter Gottes sind: "Mütter sind wir, wenn wir ihn durch die göttliche Liebe und ein reines und lauterer Gewissen in unserem Herzen und Leibe tragen; wir gebären ihn durch ein heiliges Wirken, das anderen als Vorbild leuchten soll. O,

¹ zum Ganzen vgl. F. Nikolasch, Priestertum der Frau, in: SaThZ 6 (2002) 209-234

² Luisa Muraro, Vilemina und Mayfreda, Freiburg i. Br., 1987; diess., Der Gott der Frauen, Berlin 2009

³ http://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Bischoff

wie ehrenvoll ist es, einen heiligen und großen Vater im Himmel zu haben! O, wie heilig, als Tröster einen solch schönen und wunderbaren Bräutigam zu haben! O, wie heilig und wie erfreulich, einen solch wohlgefälligen, demütigen, Frieden stiftenden, süßen, liebevollen und über alles ersehenswerten Bruder und einen solchen Sohn zu haben: unseren Herrn Jesus Christus, der sein Leben für seine Schafe hingegeben hat." (2 Gl 10ff).

Auf dieser Grundlage lässt sich das innerkirchliche Verhältnis von Mann und Frau anders bestimmen. Eine sexistische Diskriminierung in der Kirche ist weder theologisch noch praktisch möglich.

Nachfolge im Zeichen der Freundschaft

In der Frühzeit von San Damiano, als Franziskus noch der Verantwortliche ist, bittet Klara ihn die schwesterliche Lebensform aufzuschreiben. Der Bruder soll in einen kurzen Text fassen, was die Berufung der Schwestern ausmacht. Franziskus ist ein Dichter und die Lebensform fällt denn auch genial dicht aus. Während Hugolins Schwesternregel über 15 Kapitel Vorschriften zusammenstellen wird, beschränkt sich der Poverello auf einen einzigen Satz. Während der Kardinal sich in väterlicher Sorge über schutzbedürftige Töchter neigt, verspricht der Bruder seinen Schwestern liebende Sorge und Unterstützung. Während der Prälat unerfahrene Frauen instruiert, beschreibt Franziskus die eigenständige Lebenswahl von Jüngerinnen Christi. Sein „ich“ tritt ganz hinter das „ihr“ und den einzigen Herrn zurück, der das Leben dieser Gemeinschaft bestimmt:



*»Von Gott inspiriert
habt ihr euch zu Töchtern und Dienerinnen
des himmlischen Vaters und höchsten Königs ge-
macht und dem Heiligen Geist angetraut,
um das Evangelium so zu leben wie die Apostel,
[die alles aufgaben und Jesus nachgefolgt sind],
weshalb ich für mich und meine Brüder verspreche,
euch immer diese besondere Sorge und Liebe zu
erweisen wie ihnen [den Brüdern].« (KlReg 6,3–4)
Klara hat an dieser glücklichen Kurzformel ihrer
Lebensweise unbeirrt festgehalten und sie am
Ende ins Herz ihrer eigenen Regel eingefügt.*

(Aus Klaraimpulsen 2011/12 von Niklaus Kuster OFM Cap, das Bild ist von Ulrich Viereck.)

Asien/Ozeanien

Philippinen

Manila: CCFMC-Seminar für Ordensleute

Unter dem Motto „Wiederbegegnung mit unserem franziskanisch-missionarischen Charisma im Jahr unseres Glaubens“ sind junge franziskanische Ordensschwestern und –brüder Anfang April nahe der philippinischen Hauptstadt Manila zusammengekommen. Die 15 Teilnehmer des viertägigen Programms (2.-5.4.2013) im Konferenzraum des St. Joseph's College in Quezon-Stadt gehörten den Kongregationen der OFS, SFIC, MNDA und FAS an. Das nationale CCFMC-Team unter der Leitung von Maria Renita (Joy) Fabric leitete die Veranstaltung.



Neun CCFMC-Lehrbriefe wurden im Rahmen des Seminars behandelt: Christentum als Religion der Menschwerdung; die Anhänger von Franziskus und Klara – eine Familie; biblisch-prophetische Grundlage der Franziskanischen Mission; Franziskanische Mission nach den modernen Quellen; Bildung im Franziskanischen Geist; Ursprung der Mission im Mysterium der Heiligen Dreifaltigkeit; Herausforderungen der säkularen Welt; Verkündung der Guten Nachricht; Antwort auf Gottes Aufforderung; Aktionsplan.

Christopher Tibong OFM, Cristino Pine OFM, Sr, Josephine Mata FAS, Cielito Almazan OFM, Maria Renita (Joy) Fabric, Sr. Jeanne Luyun SFIC, und Fe dela Rosa OFS waren dafür zuständig, den Teilnehmern die Programminhalte nahezubringen. Sie wirkten auch an der Ausarbeitung von Aktionsprogrammen für die einzelnen Kongregationen mit.

Ein besonderer Glanzpunkt der Veranstaltung war das Silberjubiläum von fünf FAS-Mitgliedern, die die lange Anreise aus dem äußersten Norden von Luzon nicht gescheut hatten, um an diesem Seminar teilzunehmen und ihre CCFMC-Kenntnisse zu erneuern.

Die Teilnehmer, die nach eigenem Bekunden auf dem Seminar ihr Verständnis für das franziskanisch-missionarische Charisma vertieft haben und die Erfahrungen dieser Begegnung hoch einschätzen, regten an, zu künftigen Seminaren weitere Bereiche der Franziskanischen Familie einzuladen und dabei auf günstige Termine zu achten.



Europa

England

Nachlese zum Internationalen CCFMC-Seminar in Malaysia im Oktober 2012 von Sr. Jenny Tee CSF



Zu einem freudigen Treffen fanden sich 87 Franziskaner im wunderschönen Sabah in Malaysia ein. Die Franziskanischen Schwestern der Unbefleckten Empfängnis (FSIC) waren großzügige Gastgeberinnen und boten uns den Rahmen für eine Woche mit gemeinsamem Lernen, gemeinsamer Reflexionen, Gottesdiensten, gegenseitigem Kennenlernen und dem Austausch von Erfahrungen und Franziskanischer Freude.

Für mich war der CCFMC neu, und das Seminar vermittelte ein umfassendes und tiefes Wissen über das franziskanisch-missionarische Charisma. Ich erhielt einen Satz der CCFMC-Lehrbriefe. Wir hoffen, dass wir sie hier im Vereinigten Königreich insbesondere in Bildungsprogrammen nutzen können. Ganz besonders hilfreich ist es, aktuelle Anmerkungen und die Präsentationen von den Referenten des Seminars zu haben. Wir entwickeln derzeit Pläne, wie wir diese Materialien

in der für unsere Situation geeignetsten Weise nutzen können.

Als ganz besonders wertvoll erlebte ich den internationalen Charakter des Seminars und die Betonung des lokalen Kontextes im Programm. Der Austausch von Schilderungen über Erfahrungen aus dem eigenen Umfeld in den verschiedenen Ländern war höchst ermutigend.

Als eine von vier anglikanischen Franziskanern empfand ich es als ein Privileg, Kontakt zu Schwestern und Brüdern aus so vielen Zweigen der Franziskanischen Familie aufnehmen zu können. Das weltweite Engagement im Namen von Franziskus und Klara bleibt auch künftig für uns alle eine reiche Quelle der Inspiration.

